

Strukturkommission Kulturwissenschaften

Am 28. August 1991 erhielt ich ein Schreiben des Berliner Wissenschaftssenators Manfred Erhardt, in dem er anfragte, ob ich bereit sei, an einer Struktur- und Berufungskommission für einen Fachbereich Kulturwissenschaften an der Humboldt-Universität teilzunehmen. Ich kannte Herrn Erhardt von Verhandlungen, als er noch Staatssekretär in Stuttgart unter Lothar Späth war, aber vielleicht hatte er mich auch erinnert, da ich schon 1990 zusammen mit Thomas Gaetgens ein Memorandum an ihn gesandt hatte, in dem wir den Vorschlag machten, die Kunstgeschichtlichen Seminare der Freien Universität und der Humboldt-Universität zu Berlin zusammenzulegen und mit der Kunstbibliothek ein norddeutsches Zentralinstitut zu gründen – mit Bibliothek und Gästehaus, ein Institut also, das jenem süddeutschen Zentralinstitut ein norddeutsches zur Seite gestellt hätte. Der Vorschlag scheiterte sogleich, weil der Rektor der Freien Universität alle Zusammenschlüsse dieser Art energisch ablehnte aus der Befürchtung heraus, es könne ein Exodus der Freien Universität an die Humboldt-Universität in Gang kommen.

Der Brief des Senators ist die einzige Unterlage, die mir von der langen, schwierigen und doch ergiebigen Arbeit in jener Kommission geblieben ist. Im Augenblick, da Geschichte geschieht, denkt man nicht daran, dass man an einem Geschehen beteiligt ist, das bald schon Geschichte sein würde und irgendwann als solche zu verhandeln ist. Ich bin aber auch deshalb ein schlechter Zeuge, weil, wie Karin Hirdina meiner Frau nachträglich erzählt hat, ich oft während der langen Sitzungen eingeschlafen sei, allerdings mit der beneidenswerten Eigenschaft, immer im rechten Augenblick, wenn es darauf ankam, wach zu sein! Sie mögen das bestätigen finden, wenn ich Ihnen verrate, dass ich an die gemeinsame Arbeit gerne und mit gutem Gefühl zurückdenke.

Allerdings hat für mich alles sehr merkwürdig angefangen. Nicht lange nach jenem Brief des Senators, dem ich meine Zusage mitgeteilt hatte, bekam ich eine Einladung zu einer Sitzung in dieser Angelegenheit. Ich machte mich daraufhin auf nach Berlin, schlug mich durch die trüben Flure bis zum Zimmer – sagen wir – 2092, fand die Tür geschlossen, öffnete sie und sah eine Gruppe von etwa sechs bis acht Personen mich anstarren. Verschüchtert stellte ich mich vor und sagte, ich sei jetzt zu einer Sitzung der Strukturkommission hierher bestellt. Aus dem lähmenden Entsetzen äußerte sich dann eine junge hellblonde Frau und versicherte mir, es sei

Der Text spiegelt den Wortlaut des Vortrages während der Tagung wider und stützt sich auf meine persönliche Dokumentation aus den Sitzungen der Kommission; dies gilt auch für die im Text vorkommenden Zitate.



1 Sitzung der Strukturkommission

ihr furchtbar peinlich, es müsse ein Versehen vorliegen, aber hier tage jetzt eine Strukturkommission mit Mitgliedern ausschließlich aus der Humboldt-Universität. Noch während ich den Ausgang suchte, wurde mir ein üppiger Blumenstrauß für meine Frau nachgereicht, sodass ich erst mal versöhnt die Heimfahrt nach Hamburg antreten konnte. Die dauerte damals noch fast drei Stunden, sodass ich Gelegenheit hatte, über das Geschehen zu grübeln: Wenn sich nur die Humboldt-Mitglieder der Kommission getroffen haben – wie kam es dann zu der Einladung an mich? Hat man mich vielleicht für einen der ihren gehalten oder wollte irgendwer mich in eine Verschwörung gegen die Restkommission hineinziehen? Denn warum war offensichtlich nur ich zu diesem Termin eingeladen worden? Die belanglose Episode charakterisiert doch die zwiespältige, überaus sensible Ausgangslage, mit der wohl jede der zahlreichen Strukturkommissionen zu kämpfen hatte: Ostler und Westler monatelang auf engstem Raum sich gegenüber sitzend – um über Monate hin die schwierigsten Materien, die an einer Universität zu bewältigen sind, zu verhandeln. Ich besitze noch zwei Fotos, welche die Konstellation in einem bereits etwas gelösteren Stadium fixieren (Abb. 1 und 2); wäre man mittlerweile nicht auf erfolgversprechendem Wege gewesen, hätte man wohl kein Foto gemacht: Da sitzt am Kopfende des Tisches vor dem Bogenfenster der Vorsitzende der Kommission, der Musikwissenschaftler Friedhelm Krummacher von der Universität Kiel, der gewiss das Hauptverdienst an der am Ende erfolgreichen Arbeit der Kommission hatte, denn er hat nicht nur die Verhandlungen mit großer Geduld, Zähigkeit und mit Geschick sowie auch mit angenehmer Zurückhaltung geleitet, sondern auch die Wege im Austausch mit der Universitätsleitung und mit dem Senatsamt gebahnt und gewiesen, sodass die Arbeit der Kommission immer in sachbezogener und legaler Form vonstatten gehen konnte. Nicht zufällig sitzt ihm gegenüber am anderen Tische Jochen Hörisch: Der Germanist hatte hier als einziger nicht sein Fach zu vertreten, sondern die Kulturwissenschaft, also eine neue Idee und Disziplin, die es erst zu etablieren galt. Ich darf so viel verraten, dass der intellektuelle Gehalt unserer Arbeit, aber auch die personelle Verkör-

2 Sitzung der Strukturkommission



perung, die sie am Ende im Fachbereich gefunden hat, seiner Emphase und seiner Kenntnis zu verdanken sind. Ich habe gelegentlich mit meiner Nachbarin, Karin Hirdina, einen etwas konservativeren Anteil an wissenschaftlicher Kontur des Fachbereichs gewünscht, doch ich bin einverstanden damit, dass Hörisch sich durchgesetzt hat. Frau Hirdina hatte gewiss den schwierigsten Part in der Kommission übernommen, weil sie nicht nur mit der Ästhetik ein uns allen unvertrautes Universitätsfach zu vertreten hatte, sondern weil zahlreiche Mitglieder der alten Humboldt-Universität ihre Hoffnungen auf sie abgeladen hatten. Wir übrigen sind reine Fachvertreter gewesen und haben uns wohl auch so verstanden und verhalten: Ruth Tesmar, damals stellvertretende Dekanin, vertrat das größte Fach: die Kunstpädagogik; Christa Hasche die Theaterwissenschaft, daneben Ada Raev, die geschätzte Kunsthistorikerin mit slawistischem Schwerpunkt, dann der Musikwissenschaftler Christian Kaden. Sicher nicht als Fachvertreter hat sich der einzige Student in der Kommission verstanden. Ich kann mich nicht erinnern, dass er je ein Wort gesagt hätte, – dass er sich aber viel gedacht hat, und dass ich gerne seine Meinung gehört hätte, weiß ich erst, seitdem ich mit Vergnügen und Gewinn Jens Biskys Beiträge in der Süddeutschen Zeitung lese. So also saßen wir Monat um Monat zusammen, um ein Geschäft zu erledigen, das eine vierzigjährige Auseinanderentwicklung in Wissenschaft und Mentalität, wenn nicht rückgängig, so doch entwicklungsfähig machen sollte.

Es war durchaus Vorarbeit geleistet worden, und zwar an der Humboldt-Universität selbst. Es hatte eine interne Personal- und Strukturkommission (PSK) gegeben, die am 30. Januar 1991 niedergesetzt worden war. Beraten wurde über zahlreiche Fächer, darunter: Kunstpädagogik, Theaterwissenschaft, Kunstgeschichte, Musikwissenschaft, Kulturwissenschaft und Ästhetik. Daneben initiierten die Studenten eine anonyme Umfrage unter Studenten mithilfe eines Fragebogens, in dem auch die Bewertung des »politischen Verhaltens« der Lehrkräfte vor und nach der Wende und deren »Ehrlichkeit« abgefragt wurden. Die Personal- und Strukturkommission hat ein umfangreiches Papier mit Empfehlungen verabschiedet, die vorsahen, einen

Fachbereich 8 »Kulturwissenschaften« mit acht Instituten zu bilden: mit dem Winckelmann-Institut (Archäologie), einem Institut für Ästhetik, einem Institut für Kunstgeschichte, einem Institut für Kulturwissenschaft mit eigenem Studiengang, einem Institut für Musikwissenschaft, einem Institut für Theaterwissenschaft, einem Institut für Wissenschaftsphilosophie und Humanontogenese. Diese Ausarbeitung lag auch der neuen Personal- und Strukturkommission in der ersten Hälfte von 1991 zugrunde, die Prof. Walter Schindler leitete, und der die auswärtigen Professoren Hans Robert Jauss (Konstanz) und Hans-Werner Jendrowiak (Eichstätt-Ingolstadt) angehörten. Am 4. März fanden sogenannte Eröffnungshearings statt, wobei diejenige zur Kunstgeschichte von Kaden geleitet wurde. Diskutiert werden sollte die Frage, wie die »Lehrstuhlforderung hierarchisiert« werden könne sowie Qualifikationsfragen. Das Hearing fand am 6. März 1991 statt. Harald Olbrich trug dort vor, dass man sich eine Kunstgeschichte vorstelle, die sozialgeschichtliche, kulturanthropologische, mentalitätsgeschichtliche Fragestellungen und Erkenntnisziele verfolge. Sechs Lehrstühle wären eine ideale Ausstattung für das Kunstgeschichtliche Institut, wobei Osteuropäische Kunst, die DDR-Kunstgeschichte, die Geschichte von Architektur und Städtebau sowie die feministische Kunst den besonderen Charakter des Instituts auszumachen hätten. Die Beratungen der Kommission mündeten in ein umfangreiches Papier. Empfohlen wurde ein Fachbereich für Kultur- und Kunstwissenschaften. Den Magisterstudiengängen sollte ein »integratives Begleitstudium« angegliedert sein. Für die Kunstgeschichte wurden drei Lehrstühle empfohlen, eine Dozentur und drei bis vier Assistentenstellen. Die Lehrstühle sollten der Älteren Kunstgeschichte, der Kunstgeschichte der Neuzeit und der Architekturgeschichte der Neuzeit gewidmet sein. Eine Vertretung der feministischen Kunstgeschichte sollte angestrebt werden.

Man kann die Überlegungen und Empfehlungen dieser Kommissionen durchaus als eine wichtige Vorarbeit für unsere Struktur- und Berufungskommission ansehen. Für die Kunstgeschichte allerdings enthielten jene Beratungen ein immer wiederkehrendes, fatales Element: In der ersten Kommission, PSK, hieß es noch in den Empfehlungen zum Institut für Kunstgeschichte: »Zusammenschluß mit Kunstpädagogik in Betracht zu ziehen«. In einem weiteren Arbeitsschritt hieß es strikter: »Dringend geboten der Ausbau der Beziehung zum Institut für Kunstpädagogik bis hin zur unverzüglichen Fusionierung«. Offensichtlich suchte die Kunstpädagogik eine Ausweitung der Legitimation durch wissenschaftliche Assoziierung. Deutlich wird spürbar, dass die Kunsthistoriker sich gegen die Avancen des weitaus größten Faches (ich erinnere die Zahl 40) wehrten. Olbrich meldete Bedenken an: Die Annäherung von Kunstgeschichte und Kunstpädagogik sei als »Prozess« aufzufassen, eine »unverzügliche Fusion« jedoch »problematisch«. Diese Angelegenheit war eine schwerwiegende Vorgabe, die unserer Kommission in die Wiege gelegt wurde. Diese strukturelle Problematik bezog sich nur auf unser Fach.

Auf alle Fächer bezog sich das personalpolitische Problem. Die Vorgängerkommissionen hatten eine Strategie verfolgt, wie sie in dieser Lage jede Kommission in jeder Universität der Welt verfolgt hätte: Die Struktur mag sich ändern, wenn sie nur den Personalbestand so übernimmt wie er ist. Eine entsprechende Erwartung hatte man auch gegenüber unserer Kommission. Doch man hatte unsere Kommission demonstrativ eine »Struktur- und Berufungskommission« genannt.

Dieser schwierige Auftrag hat dazu geführt, dass unsere Kommission sich mit Strukturfragen relativ wenig befasst hat, weil man mit Ausnahme der Kunstpädagogik und der Wissenschaftsphilosophie vom Stand der vorangegangenen Beratungen profitieren konnte. Zunächst aber wurde von uns eine Evaluierung des gesamten wissenschaftlichen Personals aller beteiligten Fächer verlangt, wobei negativ Evaluierete zu entlassen seien, während positiv Evaluierete sich auf ausgeschriebene Stellen sollten bewerben können. Dieser evaluatorische Durchgang aller am Fachbereich beschäftigten Wissenschaftler, mit Anhörung eines und einer jeden, mit Ausformulierung der Beurteilungen, war die härteste Arbeit in dem ganzen Verfahren. Ich habe die Ergebnisse nochmals durchgelesen und muss noch im Nachhinein sagen, dass die Kommission überaus gewissenhaft in jedem Fall zu einem individuellen Urteil gefunden hat.

Das gewichtigste strukturelle Problem war die Klärung des Verhältnisses zur Kunst- und Musikpädagogik. Es war uns klar, dass die Kommission mit der Bewältigung der Evaluation und Neukonstituierung dieses großen Faches überfordert gewesen wäre; aus inhaltlichen Gründen war es mit der Wissenschaftsphilosophie ähnlich. Die Kommission ist bald zu dem Schluss gekommen, dass diese beiden Fächer nicht in den von uns zu strukturierenden Fachbereich passten. Es war ein Gespräch mit dem Wissenschaftssenator nötig, um die Ausklammerung der Kunst- und Musikpädagogik zu realisieren, die dann beide ganz an die Hochschule für Bildende Künste im ehemaligen Westberlin überführt wurden. Aus dem großen Stellenpool konnten wir zwei für die Humboldt-Universität retten. Aus der Einrichtung einer Universitätszeichnlehrer-Stelle unter dem Dach des Hauptgebäudes ging das heutige Menzel-Dach hervor. Außerdem wurde die Stelle eines Universitätsmusikdirektors geschaffen.

Zugleich jedoch – ich beschränke mich ab jetzt auf die Kunstgeschichte – war eine schwierige personelle Entscheidung herbeizuführen, obwohl alle Stelleninhaber in der Kunstgeschichte positiv evaluiert worden waren. Eine Stelle war inzwischen vakant geworden oder würde es bald wegen der Altersgrenze werden; sie sollte für Osteuropäische Kunstgeschichte ausgeschrieben werden. Es gab aber an wichtigster Stelle eine konnubiale Konstellation, die uns trotz unbestrittener fachlicher Qualitäten für einen Neuanfang untragbar erschien. Ich empfinde es noch heute als Erleichterung, dass dieses Problem durch Einsicht aller Seiten gelöst werden konnte, sodass in »DIE ZEIT« vom 26. Juni 1992 schließlich alle dreizehn Professorenstellen des neuen Fachbereichs, einschließlich der einen Stelle des Winkelmann-Instituts, neu ausgeschrieben werden konnten. Für die Kunstgeschichte war dies eine C3-Stelle: Kunstgeschichte der Neuzeit, eine C3-Stelle: Kunstgeschichte des Städtebaus und der Architektur, eine C4-Stelle: Kunstgeschichte Osteuropas. Die Bewerbungen auf die ausgeschriebenen Stellen waren sensationell erstklassig. Für die Neuzeit-Stelle waren es 28 Bewerbungen, für die Architektur-Stelle 26, auf die Osteuropa-Stelle 6 Bewerber – darunter übrigens nicht der jetzige Stelleninhaber. Mir liegt daran, etwas klarzustellen: Es ist mir öfters gesagt worden, es sei wohl kein Zufall, dass für die C4-Stelle: Mittlere und neuere Kunstgeschichte, die bereits zwei Wochen vor den anderen, am 12. Juni 1992, in der gleichen Wochenzeitung ausgeschrieben worden war, der Berufungsvorschlag *pari passu* zwei Professoren aus Hamburg aufwies. Ich musste gegen meine Natur gearbeitet haben, wenn ich diese Fügung betrieben hätte, wenn sie nicht von der Qualifikation her nahegelegen hätte. Allerdings war es mir auch nicht unrecht: Wenn der eine berufen werden würde, hatte ich den anderen in Hamburg sicher; wenn der andere berufen worden

wäre, hätte ich den einen auf der Stelle des anderen für Hamburg vielleicht halten können. Eher wäre ich verantwortlich zu machen für die Besetzung der Osteuropa-Professur, nachdem Thomas DaCosta Kaufmann uns persönlich zu-, aber dann offiziell abgesagt hatte.

Wie es weiter lief, wissen alle besser. Für mich ist es äußerst befriedigend, weder östlicher- noch westlicherseits je gesagt bekommen zu haben, wir hätten ein ganz falsches Resultat erzielt. Möglich wurde das Ergebnis, weil die Vertreterinnen und Vertreter aus Ost und West sich schließlich achten und schätzen gelernt und zu einer gedeihlichen Zusammenarbeit gefunden hatten.

Abbildungsnachweis

1 und 2 Archiv des Autors.